

Wilde | Der Glückliche Prinz und andere Märchen



Oscar Wilde

# Der Glückliche Prinz

und andere Märchen

Aus dem Englischen übersetzt  
und mit einem Nachwort versehen  
von Hans-Christian Oeser

Reclam

Die Übersetzung folgt dem Text der Ausgabe: *Collins Complete Works of Oscar Wilde*. Glasgow: HarperCollins Publishers, 1948.  
5., korrig. Aufl. 2003.

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19388

Alle Rechte vorbehalten

© 2016 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 2016

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken  
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-019388-4

[www.reclam.de](http://www.reclam.de)



# Inhalt

Der Glückliche Prinz	7
Die Nachtigall und die Rose	20
Der Selbstsüchtige Riese	29
Der ergebene Freund	35
Der bemerkenswerte Raketerich	51
Nachwort	68



## Der Glückliche Prinz

Hoch über der Stadt, auf einer schlanken Säule, stand die Statue des Glücklichen Prinzen. Er war über und über mit dünnem, feinem Blattgold bedeckt, zu Augen hatte er zwei strahlende Saphire, und an seinem Schwertgriff funkelte ein großer roter Rubin.

Er wurde wirklich sehr bewundert. »Er ist so schön wie ein Wetterhahn«, bemerkte einer der Ratsherren, der sich gern in dem Ruf gefiel, Kunstgeschmack zu besitzen; »nur nicht ganz so nützlich«, fügte er hinzu, aus Furcht, die Leute könnten ihn für unpraktisch halten, was er keineswegs war.

»Warum kannst du nicht sein wie der Glückliche Prinz?«, fragte eine verständige Mutter ihren kleinen Jungen, der sich die Augen nach dem Mond ausweinte. »Dem Glücklichen Prinzen fiele es nicht im Traum ein, um etwas zu weinen.«

»Ich bin froh, dass es wenigstens einen auf der Welt gibt, der vollkommen glücklich ist«, murrte ein Enttäuschter, als er das herrliche Standbild betrachtete.

»Er sieht aus wie ein Engel«, sagten die Waisenkinder, als sie in ihren hellen scharlachroten Umhängen und reinlichen weißen Kittelschürzen aus der Kathedrale kamen.

»Woher wisst ihr das?«, fragte der Mathematiklehrer. »Ihr habt doch noch nie einen gesehen.«

»O doch! haben wir wohl, in unseren Träumen«, erwiderten die Kinder; und der Mathematiklehrer runzelte die Stirn und zog eine strenge Miene, denn er billigte es nicht, wenn Kinder träumten.

Eines Nachts flog ein kleiner Schwalberich über die

Stadt. Seine Freunde waren sechs Wochen zuvor nach Ägypten gereist, er aber war zurückgeblieben, denn er hatte sich in das allerschönste Schilfrohr verliebt. Er war der Schönen zu Beginn des Frühlings begegnet, als er am Fluss einem großen gelben Falter nachjagte, und ihre zarte Taille hatte ihn so betört, dass er innehielt, um mit ihr zu plaudern.

»Soll ich dich lieben?«, fragte der Schwalberich, der gern gleich zur Sache kam, und das Schilfrohr neigte sich tief vor ihm. So umkreiste er die Schöne, streifte das Wasser mit seinen Schwingen und schlug kleine silberne Wellen. Dies war seine Brautwerbung, und sie dauerte den ganzen Sommer lang.

»Das ist eine lächerliche Verbindung«, zwitscherten die anderen Schwalben; »sie hat kein Geld und viel zu viel Verwandtschaft.« Und tatsächlich war der Fluss voller Schilfrohr. Dann, als der Herbst kam, flogen sie alle davon.

Als sie fort waren, wurde ihm einsam, und er begann, seiner Herzensdame überdrüssig zu werden. »Sie versteht nichts von Konversation«, sagte er, »und ich fürchte, sie ist eine Kokette, denn sie flirtet immerzu mit dem Wind.« Und wirklich, sooft der Wind wehte, machte das Schilfrohr die zierlichsten Knickse. »Ich gebe zu, sie ist häuslich«, fuhr er fort, »ich aber liebe es, zu reisen, und folglich sollte auch meine Frau es lieben.«

»Willst du mit mir kommen?«, fragte er sie schließlich, aber das Schilfrohr schüttelte den Kopf, so fest war sie ihrer Heimat verbunden.

»Du hast dein Spiel mit mir getrieben«, rief er. »Ich mache mich auf zu den Pyramiden. Lebe wohl!«, und er flog davon.



Er flog den ganzen Tag, und zur Nachtzeit erreichte er die Stadt. »Wo soll ich absteigen?«, fragte er. »Hoffentlich hat die Stadt Vorkehrungen getroffen.«

Da erblickte er das Standbild auf der schlanken Säule.

»Hier will ich absteigen«, rief er, »das ist ein hübsches Plätzchen mit reichlich frischer Luft.« Also ließ er sich genau zwischen den Füßen des Glücklichen Prinzen nieder.

»Ich habe ein goldenes Schlafgemach«, sagte er leise bei sich, als er sich umsah, und traf Anstalten, sich schlafen zu legen; doch als er eben den Kopf unter den Flügel stecken wollte, fiel ein großer Tropfen Wasser auf ihn herab. »Wie sonderbar!«, rief er. »Es steht nicht eine Wolke am Himmel, die Sterne prangen hell und klar, und doch regnet es. Das Klima in Nordeuropa ist wirklich schauerhaft. Das Schilfrohr liebte den Regen, aber das geschah nur aus Selbstsucht.«

Da fiel ein zweiter Tropfen.

»Wozu soll ein Standbild gut sein, wenn es keinen Regen abhalten kann?«, fragte er sich. »Ich muss mich nach einem geeigneten Schornsteinaufsatz umtun«, und er beschloss weiterzufliegen.

Aber noch ehe er seine Flügel ausgebreitet hatte, fiel ein dritter Tropfen, und er blickte empor und sah – ah! was sah er da?

Die Augen des Glücklichen Prinzen standen voller Tränen, und Tränen rannen ihm über die goldenen Wangen. Sein Antlitz glänzte so schön im Mondenlicht, dass der kleine Schwalberich ganz von Mitleid erfüllt wurde.

»Wer seid Ihr?«, fragte er.

»Ich bin der Glückliche Prinz.«

»Warum weint Ihr dann?«, fragte der Schwalberich. »Ihr habt mich ganz durchnässt.«

»Als ich noch lebte und ein Menschenherz besaß«, antwortete die Statue, »wusste ich nicht, was Tränen sind, denn ich wohnte im Schloss Sans-Souci, wo der Kummer keinen Zutritt hat. Am Tage spielte ich mit meinen Gefährten im Garten, und des Abends führte ich im Großen Saal den Tanz an. Rings um den Garten lief eine sehr hohe Mauer, aber ich hatte keine Lust zu fragen, was wohl dahinter lag, so schön war alles um mich her. Meine Höflinge nannten mich den Glücklichen Prinzen, und wahrhaftig, ich war glücklich, wenn denn Vergnügen Glück bedeutet. So lebte ich, und so starb ich. Und nun, da ich tot bin, hat man mich hier aufgestellt, so hoch, dass ich alle Hässlichkeit und alles Elend meiner Stadt sehen kann, und ist auch mein Herz aus Blei, so kann ich doch nicht umhin zu weinen.«

»Was! er ist gar nicht aus gediegenem Gold?«, sagte der Schwalberich bei sich. Er war zu höflich, um persönliche Bemerkungen laut auszusprechen.

»Weit weg von hier«, fuhr das Standbild mit leiser, melodischer Stimme fort, »weit weg von hier, in einer kleinen Straße, steht ein ärmliches Haus. Eines der Fenster ist offen, und durch das Fenster kann ich eine Frau an einem Tisch sitzen sehen. Ihr Gesicht ist schmal und verhärtet, und sie hat grobe, rote Hände, ganz von Nadeln zerstoichen, denn sie ist Näherin. Gerade sticht sie Passionsblumen auf ein Satinkleid, das die schönste unter den Ehrendamen der Königin beim nächsten Hofball tragen will. In einem Winkel der Kammer liegt ihr kleiner Junge krank zu Bett. Er fiebert und verlangt nach Orangen. Seine Mutter hat nichts, was sie ihm geben könnte, als Wasser vom Fluss, und darum weint er. Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe, willst du ihr nicht den Rubin aus meinem Schwertgriff

bringen? Meine Füße sind am Sockel befestigt, und ich kann mich nicht rühren.«

»Man erwartet mich in Ägypten«, sagte der Schwalberich. »Meine Freunde fliegen den Nil auf und nieder und plaudern mit den großen Lotusblüten. Bald werden sie sich im Grabmal des großen Königs schlafen legen. Dort ruht der König selbst in seinem bemalten Sarg. Er ist in gelbes Linnen gehüllt und einbalsamiert mit duftenden Salben. Um den Hals trägt er eine Kette aus blassgrüner Jade, und seine Hände sind wie welches Laub.«

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe«, sagte der Prinz, »willst du nicht eine Nacht lang bei mir bleiben und mein Bote sein? Der Junge ist so durstig und die Mutter so betrübt.«

»Ich glaube, ich mag keine Knaben«, antwortete der Schwalberich. »Letzten Sommer, als ich mich am Fluss aufhielt, waren da zwei ungezogene Burschen, die Söhne des Müllers, die bewarfen mich dauernd mit Steinen. Getroffen haben sie mich natürlich nie; dafür fliegen wir Schwalben zu flink, außerdem entstamme ich einer Familie, die berühmt ist für ihre Wendigkeit; aber dennoch, es war ein Zeichen von Geringschätzung.«

Doch der Glückliche Prinz blickte so traurig drein, dass er den kleinen Schwalberich dauerte. »Es ist sehr kalt hier«, sagte er, »aber ich will eine Nacht lang bei Euch bleiben und Euer Bote sein.«

»Ich danke dir, kleine Schwalbe«, sagte der Prinz.

Also pickte der Schwalberich den großen Rubin aus des Prinzen Schwert, hielt ihn im Schnabel und flog davon über die Dächer der Stadt.

Er kam am Turm der Kathedrale vorbei, wo die aus wei-

ßem Marmor gemeißelten Engel standen. Er kam am Schloss vorbei und hörte die Klänge der Tanzmusik. Ein schönes Mädchen trat mit seinem Geliebten auf den Balkon heraus. »Wie wunderherrlich sind die Sterne«, sagte er zu ihr, »und wie wunderherrlich ist die Macht der Liebe!«

»Hoffentlich wird mein Kleid rechtzeitig für den Staatsball fertig«, entgegnete sie, »ich habe Auftrag erteilt, es mit Passionsblumen zu besticken; aber die Näherinnen sind so faul.«

Er flog über den Fluss und sah die Laternen, die an den Schiffsmasten hingen. Er flog über das Ghetto und sah die alten Juden miteinander schachern und Geld abwiegen in kupfernen Schalen. Schließlich gelangte er zu dem ärmlichen Haus und schaute hinein. Der Junge wälzte sich fiebrig auf seinem Bett, und die Mutter war eingeschlafen, sie war so erschöpft. Er hüpfte hinein und legte den großen Rubin neben den Fingerhut der Frau auf den Tisch. Dann umflog er sachte das Bett und fächelte die Stirn des Jungen mit seinen Schwingen. »Wie kühl mir wird!«, sagte der Junge, »ich muss wohl genesen«; und er sank in einen köstlichen Schlummer.

Darauf flog der Schwalberich zurück zu dem Glücklichen Prinzen und erzählte ihm, was er getan hatte. »Es ist sonderbar«, bemerkte er, »aber jetzt ist mir ganz warm, ob schon es so kalt ist.«

»Das kommt daher, dass du eine gute Tat getan hast«, sagte der Prinz. Und der kleine Schwalberich fing an nachzudenken, und darüber schlief er ein. Nachdenken machte ihn immer schläfrig.

Als der Tag anbrach, flog er zum Fluss hinab und nahm ein Bad. »Welch ein bemerkenswertes Phänomen!«, sagte

der Professor der Ornithologie, der eben über die Brücke ging. »Eine Schwalbe im Winter!« Und er schrieb einen ausführlichen Brief an das Lokalblatt. Jeder zitierte daraus, so viele Wörter enthielt er, die niemand verstand.

»Heute Abend reise ich nach Ägypten«, sagte der Schwalberich, und bei dieser Aussicht wurde er ganz übermütig. Er besuchte alle öffentlichen Denkmäler und saß lange auf der Spitze des Kirchturms. Wo er auch hinflieg, piffen die Spatzen und sagten einander: »Welch vornehmer Fremder!«, und daran fand er großes Gefallen.

Als der Mond aufging, flog er zurück zu dem Glücklichen Prinzen. »Habt Ihr irgendwelche Aufträge für Ägypten?«, rief er. »Ich breche gleich auf.«

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe«, sagte der Prinz, »willst du nicht noch eine Nacht lang bei mir bleiben?«

»Man erwartet mich in Ägypten«, antwortete der Schwalberich. »Morgen fliegen meine Freunde zum Zweiten Katarakt hinauf. Dort, zwischen den Binsen, suhlt sich das Flusspferd, und auf einem großen Granithaus thront der Gott Memnon. Die ganze Nacht hindurch schaut er nach den Sternen, und wenn der Morgenstern leuchtet, stößt er einen Jubelschrei aus, und dann verstummt er wieder. Um Mittag kommen die gelben Löwen an den Saum des Wassers, um zu trinken. Sie haben Augen wie grüne Berylle, und ihr Gebrüll ist lauter als das Gebrüll des Katarakts.«

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe«, sagte der Prinz, »weit weg von hier, am Ende der Stadt, sehe ich einen jungen Mann in einer Mansarde. Er beugt sich über ein mit Papieren bedecktes Pult, und neben ihm in einem Wasserglas steht ein Bund welker Veilchen. Sein Haar ist braun und

gelockt, seine Lippen sind rot wie ein Granatapfel, und er hat große, verträumte Augen. Gerade versucht er, ein Stück für den Schauspieldirektor zu vollenden, aber ihm ist zu kalt, als dass er weiterschreiben könnte. Das Feuer im Kamin ist erloschen, und vor Hunger ist ihm ganz schwach.«

»Ich will noch eine Nacht lang bei Euch warten«, sagte der Schwalberich, der wirklich ein gutes Herz hatte. »Soll ich ihm auch einen Rubin bringen?«

»O weh! ich habe keinen Rubin mehr«, sagte der Prinz, »meine Augen sind alles, was mir geblieben ist. Sie sind aus seltenen Saphiren gemacht, die man vor tausend Jahren aus Indien hergebracht hat. Reiß eines davon aus und bringe es ihm. Er wird es dem Juwelier verkaufen, Brennholz beschaffen und sein Stück vollenden.«

»Lieber Prinz«, sagte der Schwalberich, »das kann ich nicht tun«; und er begann zu weinen.

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe«, sagte der Prinz, »tu, wie ich dich heiße.«

Also riss der Schwalberich des Prinzen Auge aus und flog zur Mansarde des Studenten. Es war nicht schwer, hineinzugelangen, denn das Dach hatte ein Loch. Da schoss er hindurch und gelangte in die Kammer. Der junge Mann hatte den Kopf in den Händen vergraben, so hörte er das Flattern der Vogelschwinge nicht, und als er aufblickte, sah er den schönen Saphir auf den welken Veilchen liegen.

»Man beginnt, mich zu würdigen«, rief er, »dies muss von einem großen Bewunderer sein. Nun kann ich mein Stück vollenden«, und er sah ganz glücklich aus.

Tags darauf flog der Schwalberich zum Hafen hinab. Er setzte sich auf den Mast eines großen Schiffes und sah zu,

wie die Matrosen an Seilen große Kisten aus dem Laderaum zogen. »Hau ruck!«, schrien sie bei jeder Kiste, die heraufkam. »Ich fliege nach Ägypten!«, rief der Schwalberich, doch niemand beachtete ihn, und als der Mond aufging, flog er zurück zu dem Glücklichen Prinzen.

»Ich bin gekommen, Euch Lebewohl zu sagen«, rief er.

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe«, sagte der Prinz, »willst du nicht noch eine Nacht lang bei mir bleiben?«

»Es ist Winter«, antwortete der Schwalberich, »und der kalte Schnee wird bald hier sein. In Ägypten scheint die Sonne warm auf die grünen Palmen, und die Krokodile liegen im Schlamm und blinzeln träge umher. Meine Gefährten bauen sich ein Nest im Tempel von Baalbek, und die rosa- und weißgefiederten Tauben schauen ihnen zu und umgurren einander. Lieber Prinz, ich muss Euch verlassen, aber ich werde Euch nie vergessen, und im nächsten Frühjahr bringe ich Euch zwei wunderschöne Edelsteine mit zum Ersatz für die, die Ihr verschenkt habt. Der Rubin soll röter sein als eine rote Rose und der Saphir so blau wie das weite Meer.«

»Unten auf dem Platz«, sagte der Glückliche Prinz, »steht ein kleines Mädchen mit Schwefelhölzern. Sie hat ihre Hölzer in den Rinnstein fallen lassen, und nun sind sie alle verdorben. Ihr Vater wird sie schlagen, wenn sie nicht etwas Geld nach Hause bringt, und darum weint sie. Sie hat weder Schuhe noch Strümpfe, und ihr Köpfchen ist bloß. Reiß mein anderes Auge aus und gib es ihr, und ihr Vater wird sie nicht schlagen.«

»Ich will noch eine Nacht lang bei Euch bleiben«, sagte der Schwalberich, »aber ich kann Euer Auge nicht ausreißen. Dann wärt Ihr vollends blind.«

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe«, sagte der Prinz, »tu, wie ich dich heiße.«

Also riss er auch das andere Auge des Prinzen aus und stieß damit hinab. Er umschwirrte das Mädchen mit den Schwefelhlzern und ließ das Kleinod in ihre Hand fallen. »Was für ein hübsches Stück Glas!«, rief das kleine Mädchen; und lachend lief es nach Hause.

Da kehrte der Schwalberich zurück zu dem Prinzen. »Nun seid Ihr blind«, sagte er, »und ich will für immer bei Euch bleiben.«

»Nein, kleine Schwalbe«, sagte der arme Prinz, »du mußt nach Ägypten reisen.«

»Ich will für immer bei Euch bleiben«, sagte der Schwalberich und schlief ein zu des Prinzen Füßen.

Den ganzen nächsten Tag saß er auf des Prinzen Schulter und erzählte ihm Geschichten von allem, was er in der Fremde gesehen hatte. Er erzählte ihm von den roten Ibis- sen, die in langen Reihen an den Ufern des Nils stehen und mit ihren Schnäbeln Goldfische fangen; von der Sphinx, die so alt ist wie die Welt selbst und in der Wüste lebt und alles weiß; von den Kaufleuten, die langsam neben ihren Kamelen einerschreiten und Perlen aus Bernstein in ihren Händen tragen; vom König des Mondgebirges, der so schwarz ist wie Ebenholz und einen gewaltigen Kristall anbetet; von der großen grünen Schlange, die in einem Palmenbaum schläft und zwanzig Priester um sich hat, die sie mit Honigkuchen nähren; und von den Pygmen, die auf breiten, flachen Blättern über einen großen See gleiten und sich allezeit mit den Schmetterlingen befehlen.

»Liebe kleine Schwalbe«, sagte der Prinz, »du erzählst mir von wundersamen Dingen, doch wundersamer als al-



les ist das Leiden von Männern und Frauen. Kein Geheimnis ist tiefer als das Elend. Fliege über meine Stadt, kleine Schwalbe, und erzähle mir, was du dort siehst.«

Also flog der Schwalberich über die große Stadt und sah, wie die Reichen in ihren schönen Häusern es sich wohl ergehen ließen, indes die Bettler draußen vor den Toren kauerten. Er flog in finstere Gassen und sah die weißen Gesichter hungernder Kinder, die teilnahmslos in die düsteren Straßen starrten. Unter einem Brückenbogen lagen zwei kleine Jungen und hielten einander eng umschlungen, um sich zu wärmen. »Wie hungrig wir sind!«, sagten sie. »Hier dürft ihr nicht liegen«, brüllte der Wächter, und sie irrten hinaus in den Regen.

Da flog er zurück und erzählte dem Prinzen, was er gesehen hatte.

»Ich bin mit feinem Gold bedeckt«, sagte der Prinz, »das sollst du Blatt für Blatt ablösen und meinen Armen schenken; die Lebenden glauben immer, Gold könne sie glücklich machen.«

Blatt für Blatt pickte der Schwalberich das feine Gold ab, bis der Glückliche Prinz ganz stumpf und grau aussah. Blatt für Blatt brachte er das feine Gold den Armen, und die Gesichter der Kinder färbten sich rosig, und sie lachten und spielten auf der Straße. »Jetzt haben wir Brot!«, riefen sie.

Dann kam der Schnee, und nach dem Schnee kam der Frost. Die Straßen sahen aus, als seien sie aus Silber gemacht, so hell glitzerten sie; lange Eiszapfen hingen wie kristallene Dolche von den Traufen der Häuser, alle Welt lief in Pelzen umher, und die kleinen Jungen trugen scharlachrote Mützen und liefen Schlittschuh auf dem Eis.

Dem armen kleinen Schwalberich wurde kälter und käl-

ter, aber er wollte den Prinzen nicht verlassen, dafür liebte er ihn zu sehr. Vor der Tür des Bäckers, wenn dieser nicht hinsah, pickte er Krumen auf und suchte sich zu wärmen, indem er mit den Flügeln schlug.

Schließlich aber erkannte er, dass er sterben müsse. Er besaß eben noch genügend Kraft, um noch einmal auf des Prinzen Schulter hinaufzuziegen. »Lebt wohl, lieber Prinz!«, flüsterte er, »darf ich Euch die Hand küssen?«

»Ich bin froh, dass du endlich nach Ägypten reist, kleine Schwalbe«, sagte der Prinz, »du bist schon zu lange hiergeblieben; aber du musst mich auf die Lippen küssen, denn ich liebe dich.«

»Nicht nach Ägypten reise ich«, sagte der Schwalberich. »Ich reise zum Haus des Todes. Der Tod ist der Bruder des Schlafes, nicht wahr?«

Und er küsste den Glücklichen Prinzen auf die Lippen und fiel ihm tot zu Füßen.

In diesem Augenblick tönte aus dem Innern des Standbilds ein eigentümliches Krachen, als wäre etwas zerbrochen. Und tatsächlich war das bleierne Herz mitten entzweigesprungen. Es war ja auch ein furchtbar strenger Frost.

Am nächsten Morgen in der Frühe ging der Bürgermeister in Begleitung der Ratsherren unten über den Platz. Als sie an der Säule vorbeikamen, blickte er zu der Statue hinauf: »Oje! wie schäbig der Glückliche Prinz aussieht!«, sagte er.

»Wie schäbig, in der Tat!«, riefen die Ratsherren, die dem Bürgermeister stets beipflichteten; und sie traten heran, um die Statue näher zu besehen.

»Der Rubin ist aus seinem Schwert gefallen, seine Augen sind ausgehöhlt, und golden ist er auch nicht mehr«, sagte

der Bürgermeister, »eigentlich ist er nicht viel besser als ein Bettler!«

»Nicht viel besser als ein Bettler«, sagten die Ratsherren.

»Und hier liegt ihm doch wahrhaftig ein toter Vogel zu Füßen!«, fuhr der Bürgermeister fort. »Wir müssen wirklich eine Verordnung erlassen, wonach es Vögeln nicht erlaubt ist, hier zu sterben.« Und der Stadtschreiber notierte den Vorschlag.

Also wurde das Standbild des Glücklichen Prinzen abgerissen. »Da er nicht mehr schön ist, ist er auch nicht mehr nützlich«, sagte der Kunstprofessor an der Universität.

Darauf wurde das Standbild in einem Glutofen eingeschmolzen, und der Bürgermeister berief eine Versammlung der Stadtbehörde ein, um darüber zu befinden, was mit dem Metall geschehen solle. »Natürlich brauchen wir ein anderes Standbild«, sagte er, »und das muss mein eigenes Standbild sein.«

»Nein, meins«, sagte jeder der Ratsherren, und sie gerieten in Streit. Als ich zuletzt von ihnen hörte, stritten sie noch immer.

»Wie eigenartig!«, sagte der Hüttenmeister in der Gießerei. »Dieses zerbrochene Bleiherz will einfach nicht schmelzen im Ofen. Wir müssen es fortwerfen.« So warfen sie es auf einen Kehrlichthaufen, wo schon der tote Schwalberich lag.

»Bringe mir die beiden kostbarsten Dinge in der Stadt«, sagte Gott zu einem Seiner Engel; und der Engel brachte Ihm das bleierne Herz und den toten Vogel.

»Du hast recht gewählt«, sagte Gott, »denn in meinem Paradiesgarten soll der kleine Vogel in alle Ewigkeit singen, und rühmen soll mich der Glückliche Prinz in meiner Stadt aus Gold.«

## Die Nachtigall und die Rose

»Sie sagte, sie würde mit mir tanzen, wenn ich ihr rote Rosen bringe«, rief der junge Student, »doch in meinem ganzen Garten gibt es keine rote Rose.«

Von ihrem Nest in der Steineiche hörte ihn die Nachtigall, und sie lugte durchs Laub und verwunderte sich.

»Keine rote Rose in meinem ganzen Garten!«, rief er, und seine schönen Augen füllten sich mit Tränen. »Ach, an was für kleinen Dingen hängt doch das Glück! Ich habe alles gelesen, was weise Männer geschrieben haben, und alle Geheimnisse der Philosophie sind mir bekannt, doch mangels einer roten Rose ist mein Leben elend.«

»Hier endlich ist ein wahrer Liebender«, sagte die Nachtigall. »Nacht für Nacht habe ich von ihm gesungen, obgleich ich ihn nicht kannte: Nacht für Nacht habe ich seine Geschichte den Sternen erzählt, und nun sehe ich ihn. Sein Haar ist dunkel wie die Hyazinthenblüte, und seine Lippen sind rot wie die Rose seiner Begierde; doch die Leidenschaft hat sein Antlitz bleich gemacht wie Elfenbein, und der Kummer hat ihm sein Siegel auf die Stirn gedrückt.«

»Morgen Abend gibt der Prinz einen Ball«, murmelte der junge Student, »und meine Liebste wird zu den Gästen gehören. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, wird sie bis zum Morgengrauen mit mir tanzen. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, werde ich sie in meinen Armen halten, sie wird ihren Kopf an meine Schulter schmiegen, und ihre Hand wird in der meinen ruhen. Doch in meinem Garten gibt es keine rote Rose, so werde ich einsam sitzen, und sie wird mich übergehen. Sie wird mich nicht beachten, und das Herz wird mir brechen.«

»Hier ist tatsächlich der wahre Liebende«, sagte die Nachtigall. »Wovon ich singe, daran leidet er: Was mir Freude ist, das ist ihm Pein. Liebe ist gewiss etwas Wunderbares. Sie ist kostbarer als Smaragde und teurer als feine Opale. Perlen und Granatäpfel können sie nicht kaufen, noch wird sie auf dem Marktplatz feilgeboten. Man kann sie bei keinem Händler erstehen, noch lässt sie sich mit Gold aufwiegen.«

»Die Musikanten werden auf ihrem Balkon sitzen«, sagte der junge Student, »und auf ihren Saiteninstrumenten spielen, und meine Liebste wird zum Klang der Harfe und der Geige tanzen. So leicht wird sie tanzen, dass ihre Füße den Boden nicht berühren, und die Höflinge in ihren bunten Gewändern werden sich um sie scharen. Nur mit mir wird sie nicht tanzen, denn ich habe keine rote Rose, die ich ihr geben kann«, und er warf sich ins Gras, barg das Gesicht in den Händen und weinte.

»Warum weint er?«, fragte ein kleiner Smaragdeidechse, der eben mit erhobenem Schwanz an ihm vorüberhuschte.

»Ja, warum?«, fragte ein Schmetterling, der hinter einem Sonnenstrahl herflatterte.

»Ja, warum?«, flüsterte ein Tausendschönchen mit sanfter, zarter Stimme seiner Nachbarin zu.

»Er weint wegen einer roten Rose«, sagte die Nachtigall.

»Wegen einer roten Rose?«, riefen sie. »Wie lächerlich!«, und der kleine Eidechse, der etwas von einem Zyniker hatte, musste lauthals lachen.

Die Nachtigall jedoch begriff das Geheimnis seines Kummers, saß stumm im Eichbaum und sann nach über das Rätsel der Liebe.

Plötzlich breitete sie ihre braunen Flügel zum Fluge und

schwung sich in die Lüfte. Sie schwebte durch den Hag wie ein Schatten, und wie ein Schatten glitt sie durch den Garten.

Mitten auf dem Rasen stand ein wunderschöner Rosenstrauch, und als sie ihn sah, flog sie zu ihm hinüber und setzte sich auf einen Zweig.

»Gib mir eine rote Rose«, rief sie, »und ich will dir mein süßestes Lied singen.«

Aber der Strauch schüttelte den Kopf.

»Meine Rosen sind weiß«, erwiderte er; »weiß wie die Gischt des Meeres und weißer noch als der Schnee auf dem Berge. Aber gehe zu meinem Bruder, der um die alte Sonnenuhr wächst, vielleicht gibt der dir, was du begehrt.«

So flog die Nachtigall hinüber zu dem Rosenstrauch, der um die alte Sonnenuhr wuchs.

»Gib mir eine rote Rose«, rief sie, »und ich will dir mein süßestes Lied singen.«

Aber der Strauch schüttelte den Kopf.

»Meine Rosen sind gelb«, erwiderte er; »gelb wie das Haar der Seejungfrau, die auf einem Bernsteinthron sitzt, und gelber noch als die Narzisse, die auf der Wiese blüht, ehe der Schnitter kommt mit seiner Sense. Aber gehe zu meinem Bruder, der unter des Studenten Fenster wächst, vielleicht gibt der dir, was du begehrt.«

So flog die Nachtigall hinüber zu dem Rosenstrauch, der unter des Studenten Fenster wuchs.

»Gib mir eine rote Rose«, rief sie, »und ich will dir mein süßestes Lied singen.«

Aber der Strauch schüttelte den Kopf.

»Meine Rosen sind rot«, erwiderte er; »rot wie die Füße der Taube und röter noch als die großen Korallenfächer, die

sich in der Meeresgrotte wiegen. Doch der Winter hat meine Adern gefrieren lassen, der Frost hat meine Knospen zerstört, und der Sturm hat meine Zweige geknickt, und ich werde das ganze Jahr keine Rosen tragen.«

»Alles, was ich begehre, ist eine rote Rose«, rief die Nachtigall, »eine einzige rote Rose! Gibt es denn gar kein Mittel, sie zu erlangen?«

»Es gibt ein Mittel«, antwortete der Strauch, »doch es ist zu grausig, als dass ich's dir zu nennen wage.«

»Nenne es mir«, sagte die Nachtigall, »ich fürchte mich nicht.«

»Wenn du eine rote Rose begehrest«, sagte der Strauch, »so musst du sie bei Mondlicht aus Melodien bilden und mit deinem eignen Herzblut färben. Die Brust gegen einen Dorn gedrückt, musst du für mich singen. Die ganze Nacht hindurch musst du für mich singen, der Dorn muss dein Herz durchbohren, und dein Lebensblut muss in meine Adern strömen und zu meinem werden.«

»Der Tod ist ein hoher Preis für eine rote Rose«, rief die Nachtigall, »und das Leben ist allen sehr teuer. Wohltuend ist es, im grünen Wald zu sitzen, die Sonne in ihrem Wagen aus Gold zu betrachten und den Mond in seinem Wagen aus Perlmutter. Süß ist der Duft des Hagedorns, süß sind die Glockenblumen, die sich im Tal verbergen, und süß ist das Heidekraut, das auf dem Hügel wogt. Und doch ist die Liebe größer als das Leben, und was ist das Herz eines Vogels gegen das Herz eines Mannes?«

So breitete sie ihre braunen Flügel zum Fluge und schwang sich in die Lüfte. Sie schwirrte durch den Garten wie ein Schatten, und wie ein Schatten glitt sie durch den Hag.

Der junge Student lag noch immer im Gras, wo sie ihn zurückgelassen hatte, und die Tränen in seinen schönen Augen waren noch nicht getrocknet.

»Sei glücklich«, rief die Nachtigall, »sei glücklich; du sollst deine rote Rose haben. Ich will sie bei Mondlicht aus Melodien bilden und mit meinem eignen Herzblut färben. Ich verlange von dir nicht mehr dafür, als dass du ein wahrer Liebender bleibst, denn die Liebe ist weiser als die Philosophie, mag diese auch weise sein, und mächtiger als die Macht, mag diese auch mächtig sein. Flammenfarben sind ihre Schwingen, und von der Farbe der Flamme ist ihr Leib. Ihre Lippen sind süß wie Honig, und ihr Atem ist wie Weihrauch.«

Der Student schaute vom Gras auf und lauschte, aber er verstand nicht, was die Nachtigall zu ihm sagte, denn er wusste nur, was in Büchern geschrieben steht.

Der Eichbaum aber verstand sie und war traurig, denn er war der kleinen Nachtigall, die ihr Nest in seinen Zweigen gebaut hatte, herzlich zugetan.

»Singe mir ein letztes Lied«, flüsterte er; »ich werde mich sehr einsam fühlen, wenn du fort bist.«

Also sang die Nachtigall für den Eichbaum, und ihre Stimme war wie Wasser, das aus einem Silberkrug hervorsprudelt.

Als sie ihr Lied beendet hatte, erhob sich der Student und zog ein Notizbuch und einen Bleistift aus der Tasche.

»Sie hat Form«, sagte er bei sich, als er durch den Hag davonging, »das kann man ihr nicht absprechen; aber hat sie auch Gefühl? Ich fürchte, nein. Eigentlich ist sie wie die meisten Künstler; ganz Stil, aber ohne jedes Empfinden. Sie würde sich für andere nicht opfern. Sie denkt nur an die Musik, und jedermann weiß, dass die Künste selbstsüchtig



sind. Immerhin sei ihr zugestanden, dass ihre Stimme so manchen schönen Ton hervorbringt. Welch ein Jammer, dass er ohne jeden Sinn oder praktischen Nutzen ist!« Und er ging auf sein Zimmer, legte sich auf seine schmale Pritsche und begann, an seine Liebste zu denken; und nach einer Weile schlief er ein.

Und als der Mond am Himmel erglänzte, flog die Nachtigall zu dem Rosenstrauch und drückte ihre Brust gegen den Dorn. Die Brust gegen den Dorn gedrückt, sang sie die ganze Nacht hindurch, und der kalte, kristallene Mond neigte sich herab und lauschte. Die ganze Nacht hindurch sang sie, und der Dorn drang tiefer und tiefer in ihre Brust, und ihr Lebensblut verrann.

Erst sang sie von der Geburt der Liebe im Herzen eines Jungen und eines Mädchens. Und am höchsten Zweig des Rosenstrauchs erblühte eine herrliche Rose, Blütenblatt an Blütenblatt gereiht wie Lied an Lied. Zunächst war sie blass wie der Dunst, der über dem Flusse hängt – blass wie die Füße des Morgens und silbern wie die Fittiche der Dämmerung. Wie das Schattenbild einer Rose in einem Spiegel aus Silber, wie das Schattenbild einer Rose in einem Weiher, so war die Rose, die am höchsten Zweig des Strauches erblühte.

Aber der Strauch rief der Nachtigall zu, fester gegen den Dorn zu drücken. »Drücke fester, kleine Nachtigall«, rief der Strauch, »oder der Tag bricht an, noch ehe die Rose vollendet ist.«

Also drückte die Nachtigall fester gegen den Dorn, und lauter und lauter wurde ihr Lied, denn sie sang von der Geburt der Leidenschaft in der Seele eines Mannes und einer Frau.